

# Sonntagsblatt des Staats-Anzeiger und Herold.

Grand Island, Nebr., Donnerstag, den 28. Oktober 1915

## „Gentlemen“

Wie es einem deutschen Offizier in englischer Kriegsgefangenschaft erging.

Am 8. September 1914 wurde Oberleutnant v. R. in dem Gefecht bei Ypern an der Marne durch einen Kopfschuß schwer verwundet. Das Geschoss, ein Infanteriegeschoss, drang als Querschläger unterhalb des rechten Auges in den Kopf und blieb darin stecken. Blutüberströmt und schwach geriet der deutsche Offizier in die Hände der Engländer, die ihn und verschiedene andere Gefangene nahmen. Oberleutnant v. R. ist jetzt als Austauschgefangener in die Heimat zurückgekehrt. Ueber seine Erlebnisse in englischer Kriegsgefangenschaft hat er nach einer Veröffentlichung der Nordd. Allg. Ztg. folgendes unter Eid ausgesagt:

Die Engländer behandelten mich zuerst gut. Am folgenden Tage wurde ich von einem englischen Unteroffizier nach Wexford gebracht. Er nahm mir das Taschennmesser und eine Kugelfeder weg, belieh mich aber alle anderen Sachen. Kurz darauf kam aber ein englischer Sanitätsfeldarzt und nahm mir mein Geld in Höhe von mehr als 500 Mark, meine Uhr nebst Kette, meinen Sichelring sowie andere Sachen fort, um sie, wie er grinste, als „Souvenir“ zu behalten. Infolge meiner Verwundung konnte ich keinen Widerstand leisten, auch nicht rufen. Ich war derartig schwach, daß ich in halber Betäubung dalag. Das machten sich die Engländer zunutze und plündereten mich rein aus. Sie ließen mich auf dem nackten Körper nur ein schmutziges französisches Bauernhemd, das sie mir übergeworfen hatten, und einen deutschen Soldatenmantel. In diesem Zustand wurde ich durch Frankreich transportiert, mußte mit nackten Beinen von einem Eisenbahnzug zum anderen gehen, und litt fort unter dieser ungeheuerlichen Behandlung. Vier Tage bin ich so transportiert worden, bis ich am 13. September in St. Nazaire ankam. Dort wurde ich von australischen Ärzten operiert. Sie nahmen mir die im Hinterkopf steckende Kugel heraus. Am 17. September wurde ich auf ein Schiff gebracht und nach England übergeführt. Am 20. September kam ich in Portsmouth an und wurde in ein Hospital gebracht. Dort stellte ein gefangener deutscher Militärarzt fest, daß meine Wunde, die die Engländer zugehört hatten, infolge unsachgemäßer Behandlung stark verübert war. Er stellte dies den englischen Ärzten vor, konnte aber erst nach langen Bemühungen erreichen, daß sie die Wunden öffneten und sachgemäß behandelten. Nur dem Eingreifen dieses deutschen Arztes, dem sich zwei andere deutsche Ärzte angeschlossen, verdanke ich mein Leben. Soweit ich beobachten konnte, waren die sanitären Verhältnisse im Hospital recht im argen. Ich kam von da am 11. Dezember auf das Schiff „Scotian“, wo ungefähr 1500 Kriegsgefangene waren. Daneben lagen die Schiffe „Kate Maritoba“ und „Ascanta“ mit anderen, meist Zivilgefangenen.

Die Schiffsverhältnisse waren menschenunwürdig. Die Kost war sehr knapp und unschmackhaft. Für Verwundete war sie ungeeignet. Der eine englische Arzt, der für uns alle sorgen sollte, versagte vollkommen. Es ging augenscheinlich über seine Kraft, und deswegen tat er überhaupt nichts. Ein deutscher Feldunterarzt nahm sich der Leute an. Auf unsere Beschwerden hin kam eine englische Kommission an Bord und stellte fest, daß der Aufenthalt für Verwundete nicht geeignet war. Das stimmte mit den Aeußerungen des englischen Militärarztes überein, der uns wiederholt gesagt hatte, daß die Schiffe an einer sehr ungesunden Stelle lägen. Es wurden in der Tat nach der Untersuchung durch die Kommission, die zudem festgestellt hatte, daß wir bei der Zumeisterung der Speisen betrogen wurden, die Schwererwundeten vom Schiff fortgeschafft. Es befanden sich darunter viele, die trotz ihres leidenden Zustandes aus den Hospitälern auf das Schiff geschafft worden waren, weil die Hospitäler überfüllt waren.

Am 22. Dezember wurde ich nach Holport, Mittel-England, gebracht. Dort war die Lage gut, und zwar deswegen, weil die Engländer sich nur auf die Bewachung beschränkten, und wir deutsche Kriegsgefangene selbst für uns sorgen konnten. Wir hatten dort einen deutschen Offizier, der als Lagerältester unsere Interessen wirksam vertrat. Es zeigte sich auch dort wieder, daß die deutsche Organisation der englischen bei weitem überlegen ist.

In Holport hörte ich von mehreren Kriegsgefangenen deutschen Offizieren, daß sie in englischen Gewehren und Patronenloschen Dum-Dum-Geschosse gefunden hatten. Ich will dazu gleich bemerken, daß ich später von englischen Wachmannschaften im Gespräch hörte, sie hätten am Gewehre eine Vorrichtung wie ein Zigarrenabschneider, mit dem sie die hierfür eingerichteten Patronen leicht zu Dum-Dum-Geschossen machen könnten.

In Holport hörte ich ferner, daß die Engländer in zahlreichen Fällen deutsche Passagiere von neutralen Schiffen, auch solche, die nachweislich lange vor Kriegsbeginn amerikanische und andere Häfen verlassen hatten, heruntergeholt und in Gefangenschaft genommen hätten. Unter diesen befanden sich auch Leute, die durchaus kriegsunbrauchbar waren, Kranke, die nach Europa fahren wollten, um sich dort in ärztliche Behandlung zu begeben, Leber-, Nieren-, Tropen-Kranke, die gar nicht fähig waren, in den Militärdienst einzutreten. Die widerrechtliche Festhaltung durch die Engländer hat diese armen Leute gesundheitlich schwer geschädigt. Ich möchte hier nur den Namen des Leutnants der Reserve Sp. erwähnen, der trotz seines trummgeheilten Armes von einem neutralen Schiff heruntergeholt und zunächst nach Gibraltar und sodann nach England geschickt ist, obwohl er gar nicht wehrfähig war. Unter den auf neutralen Schiffen festgenommenen Deutschen befanden sich viele Reserveoffiziere und auch manche aktive Offiziere. Je nach Laune der Lagerkommandanten wurden sie in dem einen Gefangenenlager als Offiziere behandelt, in dem anderen mit den gefangenen Mannschaften zusammengesteckt. Manche erhielten Gehalt, manche teils, so daß die Lage von vielen sehr traurig war. In Holport befanden sich die beiden Ärzte vom deutschen Lazarettschiff „Ophelia“, das von den Engländern während einer Rettungsaktion gekapert und nach England gebracht wurde. Zunächst hatten die Engländer behauptet, es wäre ein Minenlegergeschiff. Als sich diese Behauptung nicht aufrecht erhalten ließ, bezeichneten sie es als Signalschiff, und erklärten es als gute Prise. Die Offiziere der „Ophelia“ wurden nicht als Offiziere behandelt, sondern von den Briten in ein Mannschafslager gesteckt. Nur die beiden Ärzte kamen nach Holport. Dort befanden sich auch zu meiner Zeit viele Deutsche aus Kamerun, die sehr klagten. Man hatte sie zusammengetrieben, in ungenügender Kleidung zur Küste transportiert, wobei sie tagelang in glühendstem Sonnenbrand ohne Linderung marschieren mußten, bewacht von schwarzen Soldaten, die sich mit Wiffen und Willen der Engländer gegen die deutschen Männer, besonders auch Frauen, roh benahmen, und dort zur Einschiffung nach England auf Dampfer gebracht. Inzwischen hatten die Engländer die deutschen Anfeindungen ausgeplündert und die Geschäftsbücher der deutschen Kaufleute teils vernichtet, teils den ausländischen Konkurrenten gegeben. Durch dies Verhalten hatten sie viele deutsche Kaufleute penunziär vermindert, deutsche Beamte und andere schwer beschädigt. Die Leute aus Kamerun klagten ferner über die üblen Zustände auf den Dampfern, die schlechte Kost, den Schmutz, die Ekel erregende Art, in der ihnen daselbstes Gefäß zum Waschen, zum Essen und als Nachtgeschirr angeboten wurde, die Lage des Abortes auf dem einen Dampfer, wo bei Wind der ganze Schmutz über den Dampfer und in die Röhre hineingetrieben wurde. Viele litten stark unter dem plötzlichen Klimawechsel.

Am 29. April kam ich nach Donington Hall. Dort war das Essen schlecht und knapp. Der Army and Navy Store, der die Verpflegung besorgte, machte augenfällig ein gutes Geschäft daraus. Auch sonst waren die Zustände weniger gut als in Holport. Man errichtete dort am Hauptpromenadenweg einen ganz unzureichenden Abort und schloß zu unserem großen Erstaunen dafür den im Hause befindlichen Wasserabort „aus sanitären Gründen“. Ich hörte dort von einem deutschen Seeoffizier, daß ein englisches Schiff unter argentinischer Flagge gefesselt und dadurch einem deutschen Unterseeboot entkommen sei. — Ich hörte weiter in der Gefangenschaft von deutschen Offizieren, daß die Engländer in dem falschen Glauben, bayerische Truppen machten keine

Engländer zu Gefangenen, an kriegsgefangenen Bayern ihr Mitleiden geäußert hätten. Sie sollen in der Gegend von St. Omer kriegsgefangene deutsche Soldaten gefragt haben, wer Bayer wäre. Die Bayern, die sich darauf meldeten, wurden abgeführt, man hörte nichts mehr von ihnen. Daß diese Erzählungen über meuchlerische Ermordung Kriegsgefangener kein Truppenfalsch sind, beweist folgendes Erlebnis: Ich hörte persönlich von einem deutschen Offizier, mit dem ich in Gefangenschaft zusammen war, daß ein englischer Offizier ihn den englischen Soldaten, welche die gefangenen Deutschen bewachten, mit einer Handbewegung bezeichnet, und sich dann umgedreht habe, worauf ein englischer Soldat mit dem Bajonnett nach ihm geschossen habe. Der deutsche Offizier entging nur dadurch dem Tode, daß er sich zur Seite drehte, wodurch der Stich abgelenkt wurde und ihm nur quer von der Schulter zur Brust ging, und daß er die Geistesgegenwart hatte, sich niederzuwerfen und tot zu stellen. Der Vorkoll hat sich im März bei Neuve Chapelle zugetragen. Ich sah selber den Stich im Mantel und auf der Brust des Offiziers, der mir diesen Kriegserlebnisbericht mitteilte.

Am 26. Juni kam ich nach London und wurde als Austauschverwundeter nach Deutschland entlassen.

## Interviews bei den Gefangenen.

In der Durutte-Kaserne in Douai, wo in Friedenszeiten die berühmten „Weichshöfener Kürassiere“ liegen, hatte ich, sagt ein Kriegserblicher, Gelegenheit, mit einer großen Anzahl französischer Gefangener eingehend zu sprechen, die teils aus den Kämpfen um die Vorettöhe eingekerkert worden waren. Die Leute waren überwiegend guten Mutes. Sie hatten ihre Pflicht getan, das konnte einer dem anderen bezeugen, denn die meisten von ihnen, etwa fünfzig, gehören zu demselben Reserve-Regiment und hatten ihre Kriegsjahre während des ganzen Schicksals miteinander geteilt. Sie hatten an der Marne mitgekämpft, dann bei Albert. Beidemal in der Reserve. Auch diesmal glaubten sie noch in der Reserve zu sein, als sie schon zur Rechten und zur Linken aktive Regimenter, in der vordersten Linie waren. Sie hatten dann alle Not des Artillerie- und Nahkampfes durchgemacht, bis die Deutschen die Sappe durchschlugen und die Abweilung abschritten, so daß ihr keine andere Wahl blieb, als sich totzuschlagen oder gefangennehmen zu lassen. Es waren fast alles ältere Leute, über 40 Jahre und Familienväter. Viele von ihnen gehörten den gebildeten Kreisen an, waren Beamte, Kaufleute, Lehrer. Die Uniformierung war recht ungleichmäßig. Neben der neuen grauen Uniform, die nach der Aussage der Leute jetzt bei der ganzen Infanterie eingeführt sein soll, sah man noch blaue Waffenröcke und rote Hosen, und die neuen grauen Uniformen sind sehr verschieden geformt, anscheinend wenig weiterbeständig. Davon abgesehen machten die Gefangenen, von denen einige leicht verwundet waren, einen recht guten Eindruck.

Werkwürdig war, daß keiner von ihnen seinen Divisionskommandeur konnte oder auch nur dessen Namen wußte, obwohl sie sonst recht gut in den militärischen Dingen, die sie angingen, Bescheid wußten. Ihren Offiziersstand erklärten sie als noch ausreichend, es kämen immer zwei Offiziere auf eine Kompagnie. Die Nachfüllung der Regimenter gehe schnell von statten und die Depots seien voll. Aktive Regimenter, welche große Verluste gehabt hätten, seien schon vierzehn Tage später wieder vervollständig in der Front eingesetzt worden. Bisher hätte erst ihr Jahrgang 1915 in der Front, die 1916er befänden sich noch in den Depots. Sehr stolz sei die ganze Armee auf die rasche und erfolgreiche Vermehrung der Artillerie. Man habe ihnen gesagt, für jedes Geschütz, welches sie im Anfang des Krieges gehabt hätten, hätten sie jetzt deren zehn. Das habe die Hoffnung auf den Ausgang des Krieges gehoben. Ueberhaupt sei die Stimmung im Heere gut. Man könne nicht sagen, daß die Soldaten im allgemeinen an dem siegreichen Ausgange zweifelten. Viele Bestimmten gäbe es allerdings, besonders unter den Sozialisten, welche behaupteten, daß das Volk allen Mut verlieren würde, wenn die Regierung ihm die Wahr-

heit eingestehen wogte. Die meisten von denen, welche ich sprach, hatten aber nicht den Eindruck, daß ihnen die Wahrheit verheimlicht werde. Allerdings, den Fall von Antwerpen hatten sie sehr verspätet erfahren, dagegen die Einnahme von Lille rechtzeitig. Ueber die Niederlagen der Russen wußten sie nichts oder nur wenig. Man sage allerdings, daß die Russen zurückgegangen seien, aber man habe ihnen mitgeteilt, daß das ein wohlwogender Plan sei, um die Deutschen, Oesterreicher und Ungarn hinter sich herzulockern und sie dann mit gesammelten Kräften zu vernichten. Freilich, als es nach und nach feststand, daß die Russen den „Vormarsch gegen Berlin und Budapest“ aufgegeben hätten, sei die Enttäuschung sehr groß gewesen. Jetzt hoffe man nicht mehr allzuviel von der russischen Hilfe. Die Hauptsache sei, daß die Russen recht viele Armeen im Osten beschäftigen, damit diese nicht Frankreich überfluteten.

Auch von den Engländern hatten die Franzosen und auch andere, die ich vorher gesprochen hatte, keine übertriebene Meinung. Der Engländer sei persönlich sicher mutig, aber kein wahrer, ausgebildeter Soldat. Außerdem sei es offenbar, daß die englischen Kräfte auf Kosten der Franzosen möglichst geschont würden. Schließlich habe England auch sein Versprechen nicht gehalten und viel weniger Soldaten geschickt, als es zu schiden sich verpflichtet hatte. „Und was halten Sie von Ihren deutschen Feinden?“ — „O“, hieß es von allen Seiten und mit unerschöpflicher Anerkennung, „der Deutsche ist ein bewundernswürdiger Soldat; es gibt in diesem Kriege überhaupt nur zwei Soldaten, Deutsche und Franzosen. Das sagen wir nicht, um den Deutschen jetzt als Gefangene nach dem Munde zu reden, das haben wir immer anerkannt. Wir würden uns getrauen, mit den Russen als Feinden ebenso fertig zu werden, wie es die Deutschen sich zutrauen. Aber mit den Deutschen werden wir nicht fertig. Die Deutschen haben vor allem eine viel bessere Disziplin als wir. Was der deutsche Soldat wert ist, das sehen wir momentan an den Gefangenen. Sie bleiben stramm, sind wortkarg und verschwiegen und lehnerten sich in allen Dingen so, als ob sie noch unter ihren Fahnen ständen.“ — „Wie glauben Sie nur, wird dieser Krieg ausgehen?“ — „Als Franzosen hoffen wir auf unlächerlichen Sieg und zweifeln nicht daran. Daß wir jetzt hier an dieser Stelle der Front oder an einer anderen durchbrechen können, diese Hoffnung hat jedermann bei uns ausgegeben. Aber schließlich wird das große Heer Italiens so viel Kräfte von der deutschen Front abziehen, daß es uns gelingen wird, die deutsche Linie zu zerreißen.“ — „Glauben Sie, daß Ihnen die Italiener Hilfskräfte nach Frankreich senden werden?“ Diese Frage löste hier, wie auch bei anderen Gelegenheiten, wo sie gestellt wurde, eine ziemlich eifrige Ablehnung aus. — „O nein, wir hoffen nicht, daß wir die Italiener nötig haben, um unser Land zu befreien. So viel Vertrauen muß Frankreich noch in sein eigenes Heer haben.“ Es zeigte sich, daß die Zuversicht zu der triegerischen Tüchtigkeit der Italiener außerordentlich gering bei den Franzosen ist. Immerhin sei es ein modern ausgerüstetes und sehr zahlreiches Heer, das beträchtliche Kräfte auf sich ziehen und binden müsse. Dazu sei es ja nicht nötig, daß der einzelne Italiener als Soldat etwas taue.

Bei dieser Gelegenheit fand ich wieder bestätigt, daß die Franzosen auch sich selbst in ihrem Werte als Soldaten verschieden beurteilen. Ganz hervorragende Soldaten seien anerkanntermaßen die Leute aus dem Norden, dann die Bretonen, die Normannen und die Swoyarden, ferner die Chasseurs alpins. Wenig taugen die Lothringer, am wenigsten die Südländer, die keine Nerven hätten und das Artilleriefeuer nicht aushielten. „Das ist“, so meinten sie, „ganz wie bei Ihnen, da unterscheiden Sie ja auch die verschiedenen Wölferjämmer nach ihrem soldatischen Wert. Wir haben gefunden, daß alle Deutschen, die wir gegen uns hatten, gleich gefährlich waren.“ Auf die Frage, was sie glaubten, wie lange der Krieg noch dauern werde, erwiderten die Franzosen, darüber habe man sich bis vor kurzem keinen Gedanken gemacht. Die Italiener in den Krieg gegen sie, sei man wohl der besten Hoffnung, sei man müßig sich Deutschlands Kraft ganz schnell erschöpfen. Die deutschen Verluste halten die französischen Soldaten für mächtenhaft hoch, ihre eigenen für ziemlich

unbeträchtlich. Nur einzelne, denen die Gefangenenslisten der „Gazette des Ardennes“ in die Hände gefallen waren, waren über die dort veröffentlichten Ziffern entsetzt. Ein Eingeständnis der französischen Gefangenen war recht bemerkenswert: Am Anfang des Krieges sei die Pariser Gießerei gefüllt gewesen mit Erzäuglingen von den Grausamkeiten, welche die Deutschen in Belgien begangen hätten. Man habe das allgemein im Heere geglaubt. Heute glaube man es nicht mehr. Jetzt erzähle die Presse von den Grausamkeiten, welche die Deutschen angeblich im französischen Okkupationsgebiet begangen. Man wisse aber aus den Erzählungen der von dort über die Schweiz zurückgekehrten Einwohner und auch aus einzelnen über die Grenze gekommenen Briefen, daß sich die Deutschen dort sehr anständig aufführten. Ueber ihre eigene Behandlung in Deutschland waren die Gefangenen außer Sorge.

## Liebesbrief an meine Frau.

Von Dr. Arthur Zitel.

Liebe Margarete, Du weißt es noch: „Erziehe Deine Frau zu Deiner Geliebten!“ — so ähnlich war der Gedanke, über den wir uns zu Hause unterhielten. Nur bin ich — obgleich draußen im Felde's „Bangenett“ noch immer wütest — hummel-hurtig mit dem minutenpünktlich eintreffenden D-Zug nach München gefahren und erlebe hier innere Sonntage, wenn gleich es auch mal vom Himmel gieht. In der Stadt der Hof-Maßtrüge ist in diesem düren Kriegsmoat „der Regen erst recht ein Segen“, wie der „boedische Bahr“ in unserm ganz engen königlichen Vaterländchen Sachsen sagen würde.

Ob ich auf der Reise was von der Auswanderung Deutschlands gesehen habe? — Nichts habe ich davon gesehen, „nicht“ nicht. Im Speisewagen hat der bayerische Kartenprüfer auf meine Frage nach dem Mittagessen wahrheitsgemäß geantwortet: „Von Plouen bis Hof werb' g'fresse!“ — Na, und demt mal, liebe kleine Wartschafskünstlerin, es gab für 3 Mark — auf rollendem Bahnrad! — während des großen Krieges! — eine feine Rabelsuppe, ein buttergelbtes Schnitzel, einen sahnüberzogenen Wehrbraten mit duftig-grünem Kopfsalat, dann noch frische Erdbeeren. Das ist nach der Ueberluras-auffassung aus der Zeit des langen Friedens für internationale Feinschmcker ein ganz nettes Menü; aber, du Liebes-Herrgöttele, — es ist Krieg! Liebennal Krieg! — rechts um die Ecke, links um die Ecke, überall Krieg! — und es wird anders dabei geherbert als im Brunwald bei der Hofauktion. Zwar, von der grimmben Kriegesjurte würde vielleicht unser Leibzujier Verlags-Schwager sagen: „Den einen sei lübes Judas ist den anderen sei Hundeluder.“

Strahlenweiser noch mal, es gab verschiedene Weiberchen auf der Reise da und hier: Gegenüber thronte die ichden unterernährte, augenbedeuliche Soldatenblonde, die mit lachender Lebensfreudigkeit ihre runderlichen Klubsäume wippte und dann, weiter rechts: die in Trennungsehnlichkeit zitternde somale, kleine Frau mit ihren blonden drei Rinderchen. Sie fuhr von Leipzig nach München. Das auf meinen Knien sitzende vierjährige Elschen erklärte mir im Weihen-Sprachklang lachend: „Joh, der Bati is verwundet, wir' beluchen ihn in' Lazarett, nich, Mutti!“ — Sie beißt juckend die schmalen Zähne in die blaßrote Unterlippe. Ach, sie hat es mir schon leise erzählt: ihr geliebter Mann hat einen russischen Säbelstich durch beide Augen erhalten. Und nun vermag sie es nicht, ihre Lieblingen von dem grauenvollen Anblick zu erzählen. Ich kann es auch nicht. Lächelnd fragt mich das heitere Mädchen und sieht mich mit ihren Luftblauen Guderln an: „Dir ist wohl auch was ins Auge geflogen, Dntel? Mein lieber Vater sagt immer: Elschen, sieh nicht zu der Logomodise vor — da tannt Du blind werden!“ —

Meine geliebte Frau, da darf wohl auch ein Mann weinen. Wie ich in der Hofstadt wohne? Ganz im Stadtmern, in einem Alt-Münchener Gasthof — bürgerlich, nach Berliner Auffassung vielleicht noch drunter. Eine sehr wohl-erhaltene, nicht hungernde Wittib mit zwei schlankeren Töchtern — ebenholzschwarz — und einigen wenigen einheimlich im Stil ausgebauten Zimmermödels und Bierbeben leitet das große Haus und die lebhafteste Gastwirtschaft — nur ein einziger neunzehnjähriger Hausdiener ist noch da — aber auch dieser letzte Hahn im Weiberkorbe geht bald „in d' Kassen“.

Du, viel will ich Dir von der Münchener Kunst und Baukunst jetzt nicht erzählen; Du kennst ja so manches davon aus Deiner reiseleichten Lauffsicherheit, aber etwas doch: in dem Willkionen - Volksbad gibt es neben der anderen Hallen und Zellen auch ein Hundebad. Das wird Deine tierfreundliche Seele schnell für den Stifter der gegen den Bierjumpf arbeitenden Wasseranstalt einnehmen; er hieß erst Karl Müller und wurde schließlich durch den Bayerkönig ein Ritter von Müller. — Weiter: Auf dem Karlsplatz ist ein Brunnen aufgestellt; ein Faun spuckt immerfort — „ewig ein noi Dage“ — einer Bronzemaß mit gar nichts an — tarmofinerngütig ins Läröden — ob er weiß warum? Oder ob er es nur so tut? —

Früh um fünf, kleine Maus, wachte mich das Läuten dieser Kirchenglocken aus der Morgentraum-„Leif“. — „Frieden! Frieden! Das Ganze halt“, antwortete meine Schlummerjele. Aber es war der Frieden des Weltmorbens nicht — noch nicht! Der darf noch nicht sein! — Der Morgenglockenchor läutete den Peter-Pauls-Tag ein.

„Auf'n Dome bimmels finte“, erlärte mir später der vielleicht nicht immer „boedisch“ empfindende „fätsche College“ — „das unglückliche Gefegeilchen, das auch hierher hat reisen können“ — hummel-hurtig mit dem minutenpünktlich eintreffenden D-Zug nach München gefahren und erlebe hier innere Sonntage, wenn gleich es auch mal vom Himmel gieht. In der Stadt der Hof-Maßtrüge ist in diesem düren Kriegsmoat „der Regen erst recht ein Segen“, wie der „boedische Bahr“ in unserm ganz engen königlichen Vaterländchen Sachsen sagen würde.

Da gab die Fahrt mit dem Feder-Genossen über den See auf dem Dampfer — im Stile Prachtschiffen Rnig Ludwigo — doch tiefer wirtende Eindrücke.

Dannewald und Fichtenboom. War das schön! Die Alpenette im garten Fernbusch. — die sonnenreuligen Münchenerinnen, rund und lebendisch — Sehr gut bürgerlich geüßten haben wir auf der prächtigen Hotelplanade mit der köstlichen Biergassausicht. Dort wiegten in anderen Sommern Londoner Gold-Ludys ihre schlanken Glieder im Schaufelstuhle. — Und dann am anderen Tage der gründtuffige Waldhöck von der Püllader Koffee Terrasse ins wald- und wasserreichende Fjartal. Allein mit dem echt kameradschaftlich empfindenden Berufsfreund! Sehr schön war das! — Sonntag! Dogleich's mal regnete! „Schlag' noch einmal die Bogen um mtd, bu grünes Zeit!“ —

Daß ich Dich noch lieb, will ich Dir schreiben? Du hörst es ja doch gern in wohl manchmal kleinstlichen Sorgenkämpf der Hausfrau. Also, nu lebe schon hadje und blafe nie Trübsal; auch ein Berliner Steuermann endack schließlich im Kriege sein besonderes Herzkammerchen, wo süddeutsche Gemüt mochen darf. Und es ist ja alles da, auch bei uns — wenn wir's herhsuchen.

Wenn ich heimkomme, erfährt Du in einigen Tagen, oh, es sieht in diese Zeiten manch einer seine Traute nicht wieder, wie er denkt. — Du, weicht Du übrigens, ein wenig hat mich diese Fahrt doch verändert: alter Stacheldraht will ich zu Dir auch im Scherze nicht mehr sagen — einmal bist Du ja nie einer gewesen — und dann: Dein Angeßit, so lieb und schön, das hab' ich hier im Bild gefest.

Mit jeha milden Wangenlühche Dein A. St.

## Die Germanengilde.

Unter dem Eindruck des Vernichtungskampfes, der gegen das größte Germanenvolk, das deutsche Volk, geführt wird, hat sich in Schweden eine Germanengilde gebildet, die sich die Aufgabe stellt, die Erhaltung aller germanischen Völker zu sichern. Zu dem Ende sollen die verschiedenen germanischen Völker, also Skandinavier, Deutsche, Deutsch-Schweizer, Niederländer und Wlaken, einander nähergebracht, gegenfeitiges Verständnis gefördert und das Bewußtsein wachgerufen werden, daß die Germanen nicht nur zusammen gehören, sondern auch auf einander angewiesen sind und mit einander leben oder untergehen werden. Die Arbeit der Germanengilde besteht zunächst darin, die gebildeten Kreise der genannten Länder durch Zeitschriften, Bücher, Vorträge und Besuchreisen besser mit einander bekannt zu machen. — Lange hat es gedauert, so bemerkten dazu die Mitteilungen des Vereins für das Deutschtum im Ausland —, bis der germanische Waldur erwacht, aber einmal wird es doch Frühling werden vom Nordkap bis zum Gotthard.